

Nr. 183 Bydgoszcz / Bromberg, 13. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Schon in der nächsten Sekunde ist sie wieder verschwunden, irgendwohin zu Bankleuten, die eben angekommen sind.

„Willy," bemerke ich, „dürfen wir es wagen, uns hier oben so lange aufzuhalten? Denke an den Typhusregen heute!"

„Es sind zu viele Journalisten überall," versetzt Willy unbekümmert, „da blamiert sich Natas nicht gerne. Aber heute Abend, bei der „Sündflut" — was wird Lady Diana dazu sagen, wenn sie dich mit der schönen Marion flirten sieht? Denn Diana Gonzaga und Sergis Natas werden trotz aller Zusammenbrüche bei der Uraufführung nicht fehlen. Das kann ja eine nette Katastrophe werden!"

Wir betreten den Konferenzsaal, einen wundervollen Raum, dessen Einrichtung dem Geschmack Harders entspricht: Altburgundische Gobelins, gotische Tafelbilder und Skulpturen schmücken die Wände. Auch der lange Beratungstisch und die dreißig Stühle um ihn sind echte Gotik „aus der Zeit". Hier ist jedes Stück aus dem Quattrocento. Nur in die antiken Luster sind elektrische Kerzen einmontiert.

„Der große, alte Magere dort drüben ist Ralf Rocker", erklärt Willy der aufhorchenden „Tante Ada". „Rocker hat immer alte Brotkrumen in der Tasche, die er ißt. Aus Sparsamkeit. Dafür wirft seine junge, schöne Frau das Geld mit Scheffeln hinaus. Rockers Trost ist, daß sie mit ihrem Teil bald fertig sein wird und daß sie dann von ihm nichts mehr bekommt."

„Warum", unterbricht ihn German, dessen Diamantenkette um seinen Schildkrötenhals im Licht der Luster förmlich knattert von Blitzen, „brauchen wir alle diese Leute? Haben wir selbst nicht Geld genug? Der Akkumulator schafft doch Geld!"

Ich übernehme die Antwort.

„Wir haben viel Geld, aber zweimal viel ist mehr als einmal viel. Und zehnmal viel ist noch bedeutend mehr!"

„Das sehe ich ein. Aber muß dann nicht auch der Gewinn in zehn Teile zerkleinert werden?"

„Persönlicher Gewinn steht ja nicht in Frage. Wir alle gehören nicht zu den Leuten, die nie genug bekommen — obwohl auch diese schließlich nicht mehr tun können, als sich sattessen. Aber der Gewinn des Werkes wird um so besser geschaffen, je rascher und großzügiger wir es aufbauen."

Jetzt höre ich Willy zu Harder sagen:

„Das Billardzimmer ist ja doch hier links, nicht?"

Dann stürmt er davon.

Harder nähert sich uns kopfschüttelnd.

„Ist Herr Willy Borch verrückt geworden?" fragt er kaltblütig. „Er wird doch nicht in dieser Minute Billard spielen wollen?"

Sogleich taucht Willy wieder auf, er schwingt ein Queue über seinem Haupt.

Krach, Krach, Krach, Krach!

Er hat vier Glühbirnen zerschlagen.

Herr Borch ist wirklich wahnsinnig", versetzt Harder, ohne aus seiner Ruhe zu kommen. „Ich glaube, wir sollten einen Arzt rufen."

Krach, Krach. Krach!

„Wollen Sie ihn nicht beruhigen, Herr Jansen? Herr Borch schlägt mir ja alle Kerzen kaputt!"

Krach, Krach, Krach!

Jetzt sind schon ein paar Dutzend zerschmettert. Willy schöpft Atem.

Die ganze Gesellschaft blickt ihn teils erstaunt, teils mißbilligend an. Aber eine eigentliche Aufregung ist bei keinem dieser gleichmütigen Menschen zu bemerken.

Willy deutet uns mit dem Finger auf den Lippen, zu schweigen, nimmt aus seiner Brusttasche ein Bündel offenbar vorbereiteter Papierzettel und beginnt, sie an die Anwesenden zu verteilen.

Auf jedem der Streifen steht dasselbe:

„Bitte, Gespräche weiterzuführen wie bisher und nichts sonst zu fragen, bis die Ablösung kommt. Jeder fährt auf Umwegen ins Pryce-Hotel, Union-Platz 123, Wohltätigkeitssitzung. Alles weitere dort."

Nachdem jeder die seltsame Mitteilung gelesen hat, sammelt Willy die Blätter wieder sorgfältig ein.

Er deutet stumm auf eine der zerschlagenen Glühbirnen. Alle anderen sind natürlich erloschen, aber im Sockel dieser einen glimmt ein schwacher, bläulicher Funke weiter, trotzdem sie zerstört ist.

Dann verläßt Willy den Saal. Seinem schriftlichen Rat folgend, macht unsere Versammlung pausenlose Konversation, als ob nichts geschehen wäre.

Nur Harder kann es nicht unterlassen, mit stoischem Lächeln in mein Ohr zu flüstern:

„Fliegen wir schon in die Luft?"

Nunmehr kehrt Willy zurück mit einer Truppe von Leuten — alle, wie ich sehe, aus unserer „Universale Commission" — und winkt uns, fortzugehen.

Wir hören noch, wie unsere Nachfolger über dasselbe Thema lebhaft zu debattieren beginnen, dessentwegen wir hier zusammenkommen wollten.

„Sie machen meine Akkumulatoren schlecht," zischt „Tante Adas" Greisenstimme wütend, „das darf ich nicht gestatten!"

May will umkehren.

Willy winkt mir, ich fasse Mays Arm.

„Schnell," flüstere ich, „Willy weiß, was los ist! Er wird uns alles erklären."

Diesmal fahren wir einzeln, in geschlossenen Autos, aus Harders Haus in verschiedenen Richtungen fort und treffen uns in einem von Willy schon vorher bestellten Saal des Pryce-Hotels als „Philantropische Gesellschaft" wieder.

Dort löst Willy das Rätsel seines absonderlichen Benehmens und seiner geheimnisvollen Verfügungen.

„Ihr habt doch alle den blauen Funken gesehen? Im Sockel einer zerschlagenen Glühbirne?"

„Höllenmaschine?" fragt Harder mit so gleichgültiger Miene, als erkundige er sich um irgend eine Telephonnummer und nicht um etwas, das geeignet scheint, seinen ganzen Palast in die Luft zu sprengen.

Marion blickt lächelnd zu mir herüber.

Die Tochter hat das gleiche Temperament wie der Vater.

„Nein," antwortet Willy, „Kleinsender neuester Konstruktion, in Form jedes beliebigen Leuchtkörpers zu haben — eingebaut nur im Sockel. Kann unauffällig an Stelle anderer Lampen eingeschraubt werden, arbeitet mit Lichtstrom. Nicht patentiert, da er zweifellos gesetzlich verboten würde. Erst seit gestern, wie unsere Auskunftsstelle erfahren hat, im Geheimhandel erschienen. Er behorcht und sendet die Gespräche an denjenigen, der auf die Wellenlänge eingestellt hat. Ich halte jede Wette, daß ich so ein Ding unter den zehn ersten Lampen herausfinde, die ich entzweischlage."

„In wessen Diensten arbeitet dieses Ding?"

„Die „Welt-Presse" soll die Erfindung heimlich aufgekauft haben — für ihren Nachrichtendienst. Glänzend, nicht?"

„Allerdings."

„Aber ich höre, der Konstrukteur sei unersättlich. Ich rechne daher damit, daß auch Natas seine Sendelampen schon an allerlei Orten im geheimen montieren läßt."

Warum haben Sie diesen Sender nicht ganz zerstört?" ruft German May erbittert.

„Besser so, gnädige Frau!" bemerkt Willy zu „Tante Ada". „Man soll nicht wissen, daß wir den elektrischen Spion entdeckt haben. Jetzt hört man bei „unserer Konferenz" zu! Haha! Die Horcher werden sich wundern, was sie da alles zu hören bekommen. Die Universale-Leute, die an unserer Stelle konferieren und sich mit unseren Namen rufen, haben von mir Spezialinstruktionen. Ganz etwas Originelles! Von mir ausgedacht! Ich glaube, Natas — oder wer es ist — wird aus dem Erstaunen nicht herauskommen. — Aber Sie müssen später die Leute Ihres Hauses ein wenig sieben, Herr Harder! Nachsehen, wer neue Lampen auswechselt! So etwas darf nicht vorkommen."

Harder nickt.

Ich selbst bin aufs höchste überrascht.

„Warum weiß ich von dem allen noch nichts, Willy?"

„Du kannst nicht alles sofort wissen, Fred! Du hast genug zu denken! Ich habe für alle Fälle unsere sicheren Leute mobilisiert und diesen Hotelsaal mieten lassen. Hier ist nichts gegen uns vorbereitet, weil niemand ahnt, daß unsere Konferenz hierher geraten soll."

Jetzt applaudieren sogar diese kühlen Rechenköpfe, die Willys Erklärungen ruhig abgewartet haben. Es macht immer Freude, wenn man jemanden überlistet weiß.

„Ich habe noch mehr gemacht", fährt Willy listig fort, „— wir haben auch die Erfindung gekauft. Ich schätze, daß heute vielleicht in acht Räumen des Natas-Trustes unsere Horchlampen harmlos zwischen den anderen Lichtern brennen werden. In unserem Hause wird stenographisch und im Diktaphon alles aufgenommen, was zu hören ist. Hoffentlich schlägt bei Natas nicht auch jemand die Kerzen entzwei."

Man lacht.

Die Konferenz hat begonnen.

Meine Urgroßtante Ada erhält das Wort.

„Ist doch kein Lauscher in der Nähe?" zirpt die hohe Greisenstimme.

„Leute der „Universale Commission" stehen vor allen Zugängen des Saales Posten."

Plötzlich scheint die kleine, gebrechliche Gestalt der alten Dame von einem Paroxismus unbezähmbarer Wut erfaßt zu werden.

Wie eine Tobsüchtige reißt sie sich die kostbare Kette haselnußgroßer Solitäre vom Hals, schmettert sie mitten in den Saal auf den Boden hin, als ob sie wertloser Plunder sei und nicht eine Kostbarkeit, mit der man einen Palast kaufen kann, und schreit:

„Jetzt habe ich es aber satt! Diese verdammte Weiberrolle. Ich bin keine „Tante Ada"! Ich bin German May!'

Der Zwerg fährt sich wild durch die Haare.

Seine weiße Mähne sträubt sich über seinem dürren Schädel, als sei sie elektrisch geladen.

Was ich bisher nicht erlebt habe, sehe ich jetzt zum ersten Mal: Auf den Gesichtern der kaltblütigen Menschen rings um mich malt sich etwas wie Überraschung.

„Ich halte Ihnen keine lange Rede", ruft German May, sein kolerisches Temperament zur Ruhe zwingend, „ich lasse jemand andern für mich sprechen."

Willy hilft ihm, eine Reihe von Geräten aufzustellen, die May aus einem Koffer hervorholt: Zehn elektrische Schmelzöfen und eine seiner kleinen Stahlbomben. German May schließt den Kontakt — und schon zischen weiße, sprühende Flammengarben augenblendend in zehn Platintiegeln.

„Sie können dieses Zeug beliebig lang brennen lassen", erklärt May, „das ist alles."

Man nickt beifällig. German May stellt den Strom wieder ab, die zehn prasselnden Flammenbogen erlöschen, das weißglühende Platin verfärbt sich dunkler, wird rot und blinkt schließlich metallisch kalt.

Noch einmal bricht die Versammlung in spontanen Beifall aus.

Nun hält Willy seinen Vortrag.

„Bisher", er weist auf die Stahlkugel, existieren nur sieben dieser kleinen, blitzespeienden Ungetüme. Ihre Wirkung sehen Sie hier — und zugleich auch draußen in der Welt. Ich habe auf dem Wege hierher die letzten Nachrichten notiert. Hören Sie, was diese sieben Kugeln, von deren Art wir Millionen erzeugen wollen, schon angestellt haben! Ich lese Ihnen nur die Titel der jüngsten Zeitungsmeldungen vor."

Er zieht einen Block aus der Tasche und verkündet:

„Elektrobombe bringt Petroleum zur Strecke!" . . . „Wilde Gerüchte!" . . . „Krach dehnt sich aus wie Großfeuer!" . . . „Zyklon über der Finanzwelt!" . . . „Trustdämmerung!" . . . „Börsenbeben in aller Welt!" . . . „Regen von Moratorien, Hagel von Insolvenzen, Flut von Konkursen!" . . . „Agonie des Motor-Öl-Konzerns!" — Jetzt kommt eine besondere Sensation, eine Fälschung der Natas-Blätter", ruft Willy erklärend, „Der Akkumulatorenbluff — ein welthistorischer Schwindel"!"

„Ein unfairer Kampf!" sagt German May erbittert, „— glaubt der Öltrust mit solchen Lügen Tatsachen aus der Welt zu schaffen?"

Er gewinnt Atempause", antwortet Willy.

„Wie lange?" fragt May.

„Eine Viertelstunde! — Hier haben Sie schon die Antwort der „New World": „Der Bluff mit dem Bluff. Elektrizität schlägt Öl knock out." — Und die allerletzten Neuigkeiten: „Ungeheure Arbeiterentlassungen der Natas-Werke in der ganzen Welt angekündigt!" — „Riesenbrand in den Natas-Öltürmen"."

„Das sind gefährliche Manöver!" ruft May. „Ein Spiel mit dem Feuer in einem Ekrasitlager!"

„Wir müssen sofort alle Entlassenen für unsere neuen Werke heuern", erkläre ich. „Natas wird uns mit einem Katastrophenwirbel erschlagen wollen."

„Übrigens", bemerkt Willy gelassen, „hat sich vor einer halben Stunde in Newyork Tromings erhängt und in Chikago Brown erschossen, in Philadelphia Mac Carden. Natas hat fünfhundert Millionen beim First-Union-Banktrust gekündigt, die American-Stahl-Aktien, obwohl nicht unmitelbar bedroht, sausen, weil Higgins umwirft, die Zentral-Bank, die Renaissance-, die Claring-Bank haben geschlossen, die legalen Banken halten in vielen Staaten den Ansturm der Kündigungen nicht mehr aus, die wilden Banken benehmen sich, als würden sie von Kannibalen geleitet, die Natas-Bank in Paris brennt sogar! Ich könnte Ihnen auch noch fünfundzwanzig Namen unserer reichsten Mitbürger aufzählen, denen in dieser Minute nichts mehr gehört. Ich bitte nun, Ihre Beschlüsse zu fassen und Namen sowie Zeichnungssummen zur Gründung der German May-Werke A.-G. hier einzutragen."

Die Liste geht von Hand zu Hand, die Zeichnungen beginnen.

„Welche Verarmungen!" sagt German May.

„Man könnte beinahe Mitleid bekommen," lächelt Willy, „nur schade, ich nicht!"

Wir haben achtundzwanzig Namen erhalten. Die Gesamtsumme überrascht selbst mich durch ihre Höhe.

„Dafür könnte man beinahe den Mond kaufen", meint Willy heiter. „Jetzt schnell zum Abendessen, dann haben wir höchste Zeit zur Uraufführung. Wer zur Gesellschaft gerechnet werden will, muß heute dort sein. Hoffentlich erwarten uns keine Bomben im Foyer."

„Fürchtest du etwas, Willy, im Olaftheater?"

„Ich bin nur vorsichtig. Ich habe für alle Fälle die Logen über, unter und neben uns mit unseren Leuten besetzt."

(Fortsetzung folgt.)

Pechvogel Nr. 1.

Heiteres aus dem bewegten Leben Mister Geelans.

Von **Franz Wennerberg.**

„Unglück schläft nicht" — sagt ein altes Sprichwort. Als jedoch unlängst der Farmer James Geelan in der kalifornischen Stadt Ayrshire seinen zweihundertsten Unglücksfall verhältnismäßig glimpflich überstanden hatte, schlief er zunächst ausgiebig den Schlaf des Gerechten. Die Ärzte des Hospitals, in dem man den mühsam Zusammengeflickten untergebracht hatte, machten allerdings besorgte Gesichter, als der Schlaf des Mannes sehr bald in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit überging. Die Verletzungen, die der Farmer bei einem Straßenunfall erlitten hatte, waren keineswegs leichter, unbedeutender Art, sondern hätten an sich genügt, einen kräftigen Mann im Laufe etlicher Stunden vom Leben zum Tode zu befördern.

Als der Morgen graute, schlug Geelan indessen die Augen auf und blinzelte erstaunt aus einem Kranz von Bandagen, die man um seinen armen, aber eisenfesten Kopf gewunden hatte. Dann verlangte er mit deutlich vernehmbarer Stimme einen kräftigen Morgentrunk, der ihm bald von einer mildtätigen Schwester gebracht wurde. Es dauerte nicht lange, so hatte sich das „Aufkommen" des Kranken im Ort herumgesprochen. Die ersten Besucher erschienen und erkundigten sich ebenso wißbegierig wie teilnahmsvoll nach dem Ergehen des Patienten. Der lächelte sie todesmutig an und flüsterte selig „All right!"

Einen offiziellen Anstrich bekamen diese Besuche erst mit dem Auftreten des Rundfunkansagers von Ayrshire. Der Eifrige brachte gleich das „Zuckerstückchen", sein Taschenmikrophon, mit und rückte es gebrauchsfertig in die Nähe des Krankenbettes.

Er hatte den Auftrag bekommen, im Namen der größten amerikanischen Rundfunkgesellschaft den Verletzten zu interviewen. Nun, der Ansager entledigte sich seines Auftrages recht gewandt, und Mister Geelans tat ein übriges und erzählte frisch von der Leber weg, so daß die Hörer auf ihre Kosten kamen. Und weshalb interessierte sich die Öffentlichkeit in den Staaten ausgerechnet für den Unfall des biederen Farmers? — Weil er drüben die amüsante Bezeichnung „Pechvogel Nr. 1" führt und mit diesem seinem Unfall eine Art von Jubiläum feierte. Es war der zweihundertste des Mannes innerhalb von 35 Jahren. Jedesmal war Mister Geelan mit dem berühmten „blauen Auge" davongekommen. Er hatte sich Arme und Beine verrenkt, Schultergelenk ausgekugelt, Schädel, Nase und Kinnbacken verletzt, hatte ein paar Rippen gebrochen und sein Sitzfleisch auf den verkehrsreichsten Plätzen amerikanischer Großstädte in nahe Berührung mit asphaltierten Fahrbahnen gebracht — ansonsten ging es ihm gut. Toi—toi!

Er war unter Schnellzüge, Straßenbahnwagen und Lastautos geraten, von einem Brückengeländer ins Wasser gestürzt, hatte durch unfreiwillige Fälle Bekanntschaft mit dampfenden Komposthaufen, Wespennestern und Termitenhügeln gemacht, war etliche Male von Gangsters aufgegriffen und verprügelt worden und nur mit knapper Not der Ermordung entronnen. Und auch sonst hatte der Sensenmann mehrere Male ein unverkennbares Interesse für Mister Geelan bezeugt. So beispielsweise in einem Krankenhause, wo man den Farmer eines Tages sozusagen als „hoffnungslosen Fall" eingeliefert hatte. Es ereignete sich damals eine unliebsame Verwechslung. Geelan hatte bei einem Straßenunfall Blut verloren, viel Blut. Man entschloß sich, ihm eine Bluttransfusion zukommen zu lassen. Wie es nun kam, ließ sich später nicht mehr feststellen. Jedenfalls ertappte der Chefarzt einen seiner jungen Assistenten dabei, wie er dem unglücklichen Geelan versehentlich den roten Lebenssaft abzapfte, in der Annahme, einen freiwilligen Blutspender vor sich zu haben. Damals schien es mit Pechvogel Nr. 1 endgültig aus zu sein — und trotzdem erholte er sich und überstand auch diese Krisenzeit.

„An welchen Ihrer Unfälle denken Sie heute mit Vorliebe zurück, Mister Geelan?" wollte der Ansager wissen.

Da grinste Pechvogel Nr. 1 und erzählte die lustigste Geschichte seines Lebens. Also er sei gebürtiger Engländer und habe sich erst kurz vor Beginn des Weltkrieges, als er seine Farm erwarb, in den Staaten als amerikanischer Bürger naturalisieren lassen. Als junger Bursche ließ er sich als Marinesoldat von der Grand Fleet anwerben Von wegen freier Verpflegung, einer Mütze voll Wind, hübschen Mädchen und so . . .

Tja, und eines Tages unterstand er dem persönlichen Befehl eines englischen Prinzen, des späteren König Georg V. Der war zur Dienstleistung auf einem der stolzen Schlachtschiffe abkommandiert worden, allwo auch Geelan seine Zeit abhalfterte. Bei einer Besichtigung hatte der Prinz eine Abteilung Marinesoldaten auf dem Achterschiff zu exerzieren. Das Schlachtschiff war gefechtsklar, das heißt seiner sämtlichen Aufbauten und der Reling entledigt.

Prinz Georg ließ seine Mannen also hin- und hermarschieren, eine Reihe von Wendungen und Schwenkungen ausführen und brachte die Abteilung durch einige falsche Befehle auf dem beschränkten Übungsplatz in gelinde Verwirrung. Schließlich gelang es ihm, die „Kolonne zu einem" herzustellen. Im Gänsemarsch stiefelten die Kerls auf den Rand des Schlachtschiffes zu. Der Prinz verlor in diesem Augenblick die Nerven. Er gab kein Gegenkommando. Eine Katastrophe schien unvermeidbar. Kam kein Halt, so marschierten die Marinesoldaten eben ins Wasser.

Den Flügelmann trennte knapp ein halber Meter von den wildschäumenden Wogen des Atlantik. Da schnarrte der inspizierende Offizier dem Prinzen zu: „Wollen Königliche Hoheit den Kerls nicht wenigstens ein Lebewohl zurufen?" Gleichzeitig stolperte der lange Marinesoldat Geelan — er marschierte als Pechvogel natürlich in der Spitzengruppe — über einen Poller, einen jener Pflöcke auf dem Randbord des Schiffes, die zum Winden der Haltetaue dienen.

Da faßte sich Prinz Georg ein Herz und gab das rettende Kommando: „Abteilung — halt!" Der bissige Humor des Inspekteurs und die Tolpatschigkeit Geelans hatten die Lage gemeistert. Seit jenem denkwürdigen Tag riß für Geelan die Pechsträhne nicht mehr ab. Nach seiner Bekanntschaft mit dem Poller eines britischen Schlachtschiffes geriet er ins Haltetau eines widrigen, mit Unfällen tollster Art aufwartenden Schicksals . . .

Der Ansager schmunzelte. Eine hübsche Geschichte hatte dieser Unglücksrabe zum besten gegeben. Aus den Bandagen herausgekrächzt sozusagen. Und Amerika freute sich über den smarten Kerl, der dem Knochenmann bisher noch immer um eine Nasenlänge davonlief.

Warum die Urwaldtiere starben . . .

Von **Rudolf Hundt.**

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die organische und anorganische Entwicklung in ursächliche Beziehungen zu bringen. Die Annahme lag nahe, daß zum Beispiel Gebirgsbildungsprozesse der Vorzeit und Meeresrückgänge das Aussterben von Meerestieren verursacht hätten. Man ist von dieser Anschauung, die seit Cuvier und d'Orbigny immer wieder gestützt wurde, in der neueren Zeit abgekommen. Der Berliner Gelehrte Otto H. Schindewolf zeigt uns in seiner Arbeit „Geologisches Geschehen und organische Entwicklung", welche Ursachen für die Entwicklung urweltlicher Tiere anzunehmen sind.

Die Ergebnisse geologischer-paläontologischer Arbeiten der letzten Jahre haben erwiesen, daß die im Laufe von Millionen Jahren entwickelten Gebirgsbildungsvorgänge

sehr geringen Einfluß auf die Gestaltung und Verschiebung der Gesamtlebensräume aller Zeiten erdgeschichtlicher Entwicklung ausübten. Schindewolf hat an Urkrebsen, den Trilobiten und den schalentragenden Tintenfischen der Vorzeit, den Ammoneen, nachweisen können, daß keineswegs gebirgsbildende Prozesse als „Triebkräfte der organischen Entwicklung" in Frage kommen „oder auch nur irgendwie entscheidend dabei mitwirkten".

Wenn man sich mit dem Aussterben vorweltlicher Tiere befaßt, dann muß man zwischen dem natürlichen Aussterben und der gewaltsamen Vernichtung oder Ausrottung durch geologisches Geschehen oder durch den Menschen selbst unterscheiden. Das natürliche Aussterben beruht nach den Ergebnissen vieler Forschungen auf der Eigenart der Organismen selbst. Eine Gruppe nach der anderen stirbt aus, und schließlich sind nur noch sehr wenige vorhanden, die später durch eine geologische Katastrophe sowieso kurz „vor dem ohnehin nahen Ende" ausgerottet worden wären. Dieser Zustand baldigen Aussterbens wird weiterhin durch Entartungserscheinungen, Überspezialisierungen, hypertrophe Organbildungen, Häufung pathologischer Anzeichen, Größenzunahme und Riesenwuchs, Herabsetzung der Vermehrungsrate eingeleitet. Der Kieler Gelehrte Beurlen führt diese Erscheinungen auf Stoffwechselstörungen in Verbindung mit einer allmählichen Abnahme der Geschlechtsdrüsen-Funktion zurück. Man sieht daraus, daß gebirgsbildende Ereignisse als Ursache des Aussterbens weltweit verbreiteter Faunen und Organismengruppen nicht in Frage kommen.

Aber auch Verschiebungen klimatischer Zonen, Ab- und Umlenkungen von kalten oder warmen Meeres- und Luftströmungen, Änderungen der Niederschlagsverhältnisse, Aussüßen von Meeresbecken, Eröffnung und Schließung alter Wanderwege haben den umfassenden Einfluß nicht, weltweit verbreitete Organismenstämme zum Erlöschen zu bringen oder das Entstehen neuer Gruppen zu veranlassen. Der Stoffwechsel ist ein erblich angelegter physiologischer Prozeß, der nur geändert wird, wenn die Erbanlagen Wandlungen erfahren. Der Organismus nimmt dann selbständig die Auswahl seiner Aufbaustoffe vor.

Auch der Vulkanismus trägt nur örtlich dazu bei, Massensterben zu verursachen. Was Wanner in der permischen (Ende des Erdaltertums) Schichten von Timor an fossilreichen Kalken, Mergeln, die mit Tuffen, Diabas- und Melaphyrsandelsteindecken wechsellagern, feststellen konnte, daß nämlich selbst durch vulkanische Eruptionen die kontinuierliche Faunenentwicklung nicht unterbrochen worden ist, konnte Verfasser in Thüringen an Hand der obersilurischen Graptolithenschieferprofile mehrfach feststellen.

Schindewolf kommt zu der sich immer mehr durchsetzenden Anschauung, „daß der Schwerpunkt allen Entwicklungsgeschehens in den Organismen selbst liegt, daß ihnen ein aktives Gestaltungsvermögen zukommt und daß sie nicht einfach ein passiver Spielball schwankender Außeneinflüsse sind". Wo aber weltweit auftretende Umweltänderungen sich zeigen, die sogar jeden einzelnen Lebensraum erfassen, da sind „Triebkräfte der organischen Entwicklung vorhanden". Das können nur kosmische Einflüsse sein und, was Johannes Walther sagt, daß „der Anfang, die Dauer und das Ende des Lebens abhängig sind von den Licht- und Wärmestrahlen der Sonne" und daß „die Geschichte des Lebens zugleich die Geschichte der Sonnenstrahlung ist", läßt Schindewolf zu folgender Schlußfolgerung kommen: „Diese kosmischen Einflüsse mögen sich in mannigfacher Weise mit tellurischen und organischen Vorgängen kombiniert und ein Netzwerk von Ein- und Aus- und Rückwirkungen ergeben haben, sie mögen vielfach zunächst die Pflanzenwelt beeinflußt haben, deren Veränderungen dann sekundär, auf dem Umwege über die Nahrung, solche der Tierwelt nach sich zogen und was dergleichen Möglichkeiten mehr sind. Aus diesen verwickelten Kausalkomplexen kann unser vereinfachendes Denken lediglich die wichtigsten Elementarfaktoren herausschälen, und diese bestehen meiner Überzeugung nach in weltweiten Klimaänderungen und in den Potenzen der Organismen selbst, die von sich die Reaktionsfähigkeit mitbringen und fernerhin über die Art des Reaktionsweges entscheiden."



Bunte Chronik



Lieber ein Bad im Marktbrunnen . . .

In der Sonnabendnacht ereignete sich in der mährischen Stadt **Kremsier** einer lustige Begebenheit. Es war schon nach Mitternacht, als Straßenpassanten durch seltsame Laute, die sich in das Geplätscher des alten **Marktbrunnens** mischten, aufmerksam wurden. Die Leute blieben stehen und lauschten gespannt. Hilferufe waren es nicht, aber als Gesang konnte man es auch nicht bezeichnen. Wie sich herausstellte, sollte es aber doch Gesang sein. Im Marktbrunnen schwamm ein Mann herum und sang ein Liedchen, um zu bekunden, wie wohl er sich in dem Bad fühlte. Allerdings klang in die Melodie Zähneklappern und hin und wieder ein leises Brrr, denn all zu hoch schien die Temperatur des Wassers nicht zu sein. Bald umstand eine Menschenmenge den Brunnen und sah dem kühnen Schwimmer belustigt zu, der sich in den Fluten wälzte.

Die Polizei machte schließlich dem Theater ein Ende, indem sie den Badegast herausangelte, ihm in die Kleider half und auf die Wachtstube transportierte. Immer noch vor Kälte am ganzen Körper zitternd, erzählte er, daß er das kühle Bad genommen habe, um seinen Rausch, den er sich bei einer Geburtstagsfeier geholt habe, loszuwerden. Er erklärte wörtlich, daß er das frische Bad einer **Gardinenpredigt** seiner Ehehälfte vorgezogen habe.

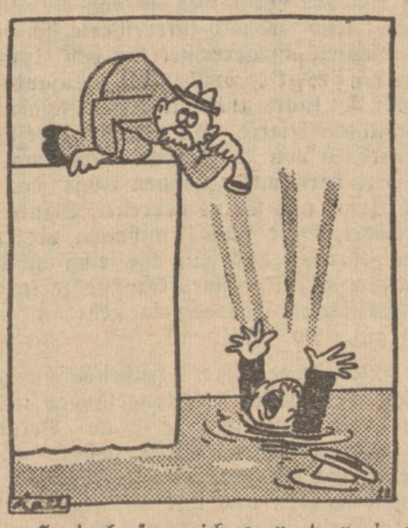
Woher stammt die „böse Sieben"?

Der Ursprung dieser Bezeichnung für eine zänkische Ehefrau ist recht interessant. Sie stammt aus der altnordischen Mythologie. Siwa war eine Göttin, welche besonders an der Ostsee im Mecklenburgischen verehrt wurde. Man stellte sie als ein Weib mit fliegenden Haaren dar, welches in der rechten Hand einen Apfel, in der linken eine Weintraube trägt. Ihr Haupttempel war zu Rhetra am Tollenzer See. Dieser Göttin wurden Menschenopfer und während der Kämpfe zwischen Heiden und Christen namentlich das Blut gefangener Christen dargebracht. Die Wildheit dieser Göttin Siwa, sowie das Furchtbare der ihr dargebrachten Opfer machten diese Göttin den Christen besonders verabscheuungswürdig. Und so kam es, daß man nach ihr besonders bösartige Frauen die „böse Siwa" oder „Sieben" zu nennen pflegte. Allmählich verblaßte die Erinnerung an diesen Zusammenhang und der Sprachgebrauch nahm sich des geläufigeren Ausdrucks der „böse Sieben" an.



Lustige Ecke





„Ich sage H—i—l—f—e, ich e—r—t—r—i—n—k—e!!!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann**, T. z o. o., beide in Bromberg.